An der Isonzofront.

Tagebuchblätter aus der zehnten Isonzo-Schlacht.

Der Kriegsberichterstatter Willy Bierbaum aus Zürich gibt in seinen Tagebuchblättern aus der zehnten Isonzoschlacht nachstehende Schilderung seiner Erfahrungen auf dem Wege zur Front:

Am Standort der Isonzoarmee, 22. Mai.

Man muß Glück haben, besonders als Kriegsberichterstatter. Es genügt nicht, einmal an einer Front gewesen zu sein, wo nichts los ist und wo man vergeblich auf die Auslösung der Spannung wartet, die in der Luft des Krieges aus nächster Nähe liegt. Denn Schlachten kommen nicht auf Bestellung; sie sind ein Produkt des gegenseitigen ununterbrochenen Beobachtens, des langen Lauschens und Lauerns, sind die plötzlich in die Erscheinung springende Folge eines vielleicht nur schüchtern unternommenen Tastens an irgend einer Frontstellung, das, wie eine Lawine, das ganze Frontgebiet plötzlich zum Aufrollen bringt. So kam ich vor anderthalb Jahren durch einen Glückszufall just in die vierte und fünfte Isonzoschlacht hinein, damals, als die Italiener und die Oesterreicher und Ungarn sich noch um die Podgora rauften und Görz, die unglückselige, seither für Oesterreich verloren gegangene Stadt, noch im Feuer der italienischen Geschütze lag. Seither ist aufs neue viel Blut mit den schmutzigen Wellen des Isonzo ins Adriatische Meer geströmt; viermal setzte die italienische Offensive ein, die letzte vor etwa einem halben Jahre und hunderttausendfach zersplitterte das scharfkantige Karstgestein, und Trichter legte sich neben Trichter in der Ebene des weltberühmt gewordenen Flüßleins, von dem früher viele nicht einmal den Namen kannten.

Das Kriegspressequartier hat sich jetzt in der Nähe von Wien niedergelassen, in einem reizenden Städtchen an der Grenze der Residenz, wo es in der Frühlingspracht auch dem gewissenhaftesten Mann der Presse schwer wird, Kriegsberichte zu schreiben. Alles blüht ringsum und badet sich im Sonnenglanz, und in diese schöne Maienzeit hinein fiel die Kunde vom Beginn der zehnten Schlacht am Isonzo, die auch unser Häuflein rebellisch machte. Wir reisten gerade durch die erzgesegnete Steiermark, um in Bergwerken, Waffenfabriken und Hüttenanlagen die gewaltige Kriegsarbeit des Hinterlandes zu studieren, als mir ein Telegramm des Kriegspressequartiers die Ordre gab, sofort mit offenem Befehl, dem radikalsten und wirkungsvollsten Reisemittel, um im Kriegsgebiet rasch vorwärts zu kommen, zur Isonzofront abzugehen. Heraus aus Koffern und Rucksack, was nicht unbedingt nötig ist, hinein in ihn, was man zu einer Frontreise braucht, den Sack zur Hand, die nägelbeschlagenen Stiefel an die Füße, die Reisedecke aufgeschnallt und dann vorwärts, hinunter nach Süden! Wir Leute mit der Kriegsfeder haben ja im Laufe der Kriegsjahre gute Routine für Kriegsreisen bekommen und wissen, daß mit angehängtem Ränzel der Weg nach vorn leichter zu erreichen ist, wenn auch die Hilfsmittel zur verfeinerten Lebensweise zu Hause bleiben müssen. Gewöhnung ist alles, und was Offizier und Mann durch Monate und Jahre hindurch fertig bringen müssen, ist auf Wochen, sofern man guten Willens ist und sich als Glied des Ganzen betrachtet, leicht zu ertragen.

Venedig: Der Ankerplatz der Torpedobootsflottille an der Riva degli Schiavone. Im Hintergrund der Dogenpalast und die Kirche St. Maria della Salute sowie der Eingang zum Canale Grande.

Die Südbahn ist das typische Beispiel einer Kriegsbahn; durch sie geht zum guten Teil Heer und Heeresgroß nach dem Süden, auf ihren Schienen rollt hinunter, was Mann, Tier und Kriegsgerät brauchen. Ein Stück grandioser Kriegsarbeit zeigt sich in diesem großen Teil der rückwärtigen Verbindung, die dem Krieg gewissermaßen das Blut zur Stoßkraft zuführt, und man staunt, wie durch diese lange Zeit hindurch dieser Kriegsverkehr in seinen fortwährenden Steigerungen und Komplikationen durchgeführt werden kann. Erste Regel bei Kriegsreisenden ist immer noch: Fahre mit dem, was dir in den Weg kommt, und warte nicht auf Besseres. Ob der Zug irgendwo liegen bleibt, ob du einen Platz hast oder keinen, wann du ankommst: das ist alles Nebensache. Man muß sich Zeit nehmen und seine Kriegsbegierden zurückstellen, bis man glücklich am Ziel ist.

Generaloberst Boroevic ist noch immer der treue Führer der Isonzoschlacht, der mit seinen Oesterreichern und Ungarn das Karstgebiet und ein Stück Krain bis hinauf zu den Bergen Tolmeins zehnmal gegen schwere Anstürme gehalten hat, und Triest, die Handelsmetropole Oesterreichs an der Adria, verteidigt. Sein Hauptquartier hat er am gleichen Ort wie vor anderthalb Jahren, und noch wie damals flitzt und fliegt es ununterbrochen in regsamer Tätigkeit vorüber, und die tausenderlei Fäden zwischen der Front und dem Gehirn dieses Kriegsabschnittes weben herüber und hinüber. Aber auch hier in den rückwärtigen Ausläufern des Karsts ist der Frühling eingezogen; Vogelgezwitscher begrüßt uns, die Wiesen des Gartens stehen im ersten Gras, und in der Sonne sitzen dienstfreie Offiziere und rauchen gemütlich ihre Zigaretten, welches Lebensmittel in Oesterreich leider jetzt zu einem nicht leicht erringbaren und zum Luxusartikel erhobenen Gegenstand geworden ist. Diese Idylle des scheinbaren Friedens am wichtigsten Ort der ganzen Front wirkt im ersten Moment vielleicht etwas sonderbar, aber es ist ein Zeichen, daß auch im Kriegführen eine gewisse Ordnung und Regel sich herausbildet, und daß das Räderwerk des Krieges gut funktioniert von der ersten Stelle an der Front bis zur letzten, die als Drehscheibe das Ganze leitet. Meine Papiere sind bald geprüft und werden richtig befunden, eine Reiseroute an drei verschiedene Frontstellen für die nächsten sieben Tage wird rasch festgesetzt, dann wird der neutrale Mann zum Mittagstisch gebeten, und während von der Front her die Geschütze an beiden Ufern sanfte Tafelmusik machen, vergeht ein angenehmes Stündchen im Essen und im Plaudern. Kaum hat sich der Höchstkommandierende vom Tisch erhoben und nach kurzer Verabschiedung wieder an seine Kartentische begeben, so arbeitet auch alles schon wieder im Hause, der Herr Generalstabschef wie der letzte Schreiber, der an der Front seinen Schuß weggekommen hat und jetzt als ordensausgezeichneter Invalide in anderer Form bei seinem General bleiben will.

An Sehenswürdigkeiten bietet der Standort des Höchstkommandierenden nicht mehr als vor anderthalb Jahren. Der Staub, der im Karst wohl bis zum Untergang der Welt bleiben wird, ist noch immer da, und er schmeckt noch genau so schlecht wie bei meiner ersten Isonzovisite. Wohl werden die Straßen fortwährend verbessert und ausgebaut, aber Tausende von Truppen, Tausende von Autos, Tausende von Fuhrwerken aller Art ziehen täglich darüber hin, und die regenlose Maienzeit macht die Straßenverhältnisse nicht besser. Aber halt: einen Neubau muß ich doch erwähnen, das Kriegskino, das ein baukundiger Offizier mitten im Ort gezimmert hat. Die „Toteninsel", irgend ein Filmschmarren, aus dem Böcklinschen Bilde herausgebacken, wird heute gegeben, und dazu noch ein paar Lustspiele, aber glücklicherweise kein Kriegsfilm, mit dem die Kinotrieger den Leuten an der Front nicht imponieren können. Auch ein aus Wiener Schauspielern zusammengesetztes Ensemble, das unter anderm Schnitzlers „Liebelei" und ein paar Blumenthalsche Lustspiele zur Aufführung brachte, gab hier, zum Brechen voll, Vorstellungen, mußte aber schleunigst verschwinden, als vor zehn Tagen Cadornas Kanonen aufs neue die Kriegsweise aufspielten.

Eine sengende Glut liegt auf der Straße, als Marschbataillone zur Ablösung vorwärts marschieren. Es sind Wiener und Kroaten, die ins Feld ziehen, mit gelbem Staub bedeckt vom Schuh bis zum Gesicht, aber sie singen ihre deutschen und kroatischen Lieder und lauschen vergnügt dem Spiel der Handorgeln, die der eine oder der andere trotz dem schweren Rucksack auf dem Rücken mit in den Schützengraben nimmt. Einer hat sogar seine Geige bei sich, fest aufgeschnallt neben dem Brotlaib und der Gamelle. Russische Gefangene, die am Wege arbeiten, halten inne und schauen den langen Kolonnen nach; die paar Landsturmleute älteren Jahrganges, die zu ihrer Bewachung da sind, schmauchen gemütlich ihr Pfeifchen und sehen alles andere eher als kriegerisch aus. Man hört es immer und immer wieder, daß der Russe zwar ein langsamer, aber ein guter und gutmütiger Arbeiter ist, gefeit gegen jede Witterung, unempfindlich gegen die Kälte und gegen die Hitze, und auch der Staub geniert ihn nicht stark, noch weniger die heulende Bora, die normale Europäer zur Verzweiflung bringen kann. Man sieht die russischen Kriegsgefangenen im Schmuck ihrer braunen, hohen Mützen mit dem breiten Schirm, viel in Gärten, Wiesen und Feldern arbeiten, sie verrichten ihr Tagewerk mit den Bauern, kutschieren allein Fuhren von Ort zu Ort, und niemand beaufsichtigt sie, sie haben sich in diese zivile Kriegstätigkeit eingelebt, und die Friedensstunde wird dereinst nicht für jeden der armen Teufel zur frohen Botschaft werden. Ich halte mich im Sinne gegenseitiger Aufklärung für verpflichtet, zu sagen, daß die Behandlung der Kriegsgefangenen an den Orten in Oesterreich, wo ich solche sah, mir einen durchaus guten und humanen Eindruck machte, und auch in der Verpflegung sucht man berechtigten Wünschen nach Möglichkeit entgegenzukommen. Freilich ist ja der Russe ein ausgesprochener Broteyer, und nach dieser Richtung hin dürften seine Wünsche nicht immer ganz in Erfüllung gehen. Denn Brot ist in den kriegführenden Staaten knapp, und selbst in den vornehmsten Wiener Restaurants muß man seine Suppe dünkilos löffeln, wenn man sein Brot nicht vorsorglich von zu Hause mitgebracht hat.

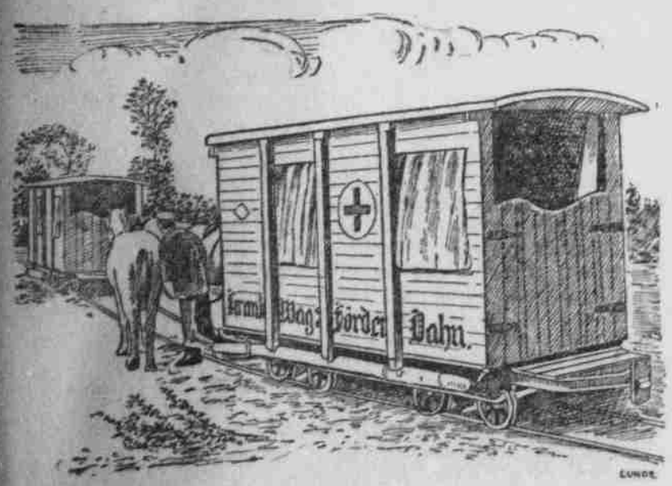
— Die Professoren Werner Sombart und Hermann Schumacher sind als Nachfolger Schmollers und Wagners an die Universität Berlin berufen worden.

— Der Erste Generalquartiermeister General Ludendorff ist zum Ehrenbürger der Stadt Düsseldorf ernannt worden. General Ludendorff war früher Kommandeur des Füsilier-Regiments No. 39 in Düsseldorf.

Beförderung von Verwundeten im Felde

Benutzung einer Drahtseilhängebahn zum raschen und bequemen Transport von Verwundeten in den Vogesen.

Die Drahtseilhängebahn überschreitet Täler, Schluchten und Flüsse ohne Schwierigkeiten u. in großen Spannweiten. Der Betrieb und die Sicherheit der Bahn werden durch nichts beeinflußt. Solche Bahnen lassen sich mit den heutigen Mitteln der Technik überall errichten und haben außer der großen Leistungsfähigkeit auch noch den Vorzug, daß sie den kürzesten Weg einschlagen können.



Krankenwagen der Feldbahn, mit denen Verwundete von der Front zum nächsten Etappenlazarett befördert werden.

Feldbahnen sind die Füllgefäße hinuntergenommen, und eine sogenannte steife Platte bildet jetzt den Fußboden. Ganz anders dagegen in den Vogesen. Hier sehen wir steile Berge und an zahlreichen Holzgerüsten eine Seilbahn. Solche Seilbahnen befördern im Gebirge häufig Baumstämme oder Steine ins Tal. In diesem Falle hat man die Füllgefäße zur Lagerstätte von Verwundeten gemacht. Dieser Transport ist weit angenehmer für Verwundete als die Beförderung auf Wagen, weil die Fahrt in solchen Hängebahnen sehr sanft von statten geht.

Operationswagen des Lazarettzugs.

Eigenartig sind die Mittel, mit denen die Schlachtlinie Verwundeten aus der Gefahrzone gebracht werden in die Etappenlazarette. Unsere Bilder zeigen Wir sehen auf einem [illegible] Feldbahnhof ebenem, sandigem Gelände Wagen dazu [illegible], von denen zwei leichte Wagen dazu [illegible], von denen zwei Verwundeter aufzunehmen, eine Anzahl [illegible] nehmen. [illegible] n den

Krankentransportwagen.

Die Wagen können von beiden Seiten vom Gespann gezogen werden, so daß kein Umschieben notwendig ist.

Die japanische Flotte.

Ihre Hilfeleistung für die Alliierten im Weltkriege.

Der „Times" entnehmen wir folgende Einzelheiten über die Hilfe, die die japanische Flotte bisher der englischen geleistet hat.

Dann und wann bringen die Zeitungen kurze Notizen, die bezeugen, daß Japan die Alliierten im Seekrieg unterstützt, aber es ist für das große Publikum unmöglich, den vollen Wert des Beistandes der japanischen Flotte zu ermessen, da gewöhnlich aus militärischen Gründen nichts darüber veröffentlicht werden kann, bis die betreffenden Ereignisse eine geraume Zeit zurückliegen.

Ein großer Teil der Arbeit, die bei der modernen Seekriegführung geleistet werden muß, hat kein Interesse für die Oeffentlichkeit, weil sie unscheinbarer und eintöniger Natur ist. Ein Schiff kann z. B. sehr lange Zeit auf großen Strecken des Ozeans auf der Suche nach dem Feind patrouillieren, und dabei begünstigt der Zufall nur sein Nachbarschiff. Seit dem Beginn der Feindseligkeiten haben die japanischen Schiffe einen großen Teil dieser Patrouilliertätigkeit in den östlichen Gewässern auf sich genommen.

Am 23. August 1914 erklärte Japan an Deutschland den Krieg, und noch bevor der Monat zu Ende war, konnte die britische Admiralität dem Oberkommandierenden der Station China berichten: „Sie können den ganzen Schutz des britischen Handels nördlich von Hongkong den Japanern überlassen." Die Folgen waren sehr gewichtige. Statt daß die britische Admiralität Schiffe zum Patrouillieren auf diesen Routen abkommandieren mußte, konnte sie die Truppentransporte von Australien und Neuseeland eskortieren und die Suche nach dem deutschen Kreuzer „Emden" und dem deutschen Auslandgeschwader aufrecht erhalten. Ohne die Kooperation mit Japan würde dies ein sehr schwieriges und gefährliches Unternehmen gewesen sein.

Zwei der ersten Schiffe, die dem Oberbefehlshaber der Station China von der japanischen Admiralität zur Verfügung gestellt wurden, waren der Schlachtkreuzer „Ibuki" und der leichte Kreuzer „Tschikuma", die am 5. September 1914 mit den englischen Streitkräften zusammentrafen. Beide Fahrzeuge nahmen an der Jagd auf die „Emden" teil. Am 14. September verließ ein japanisches Geschwader, bestehend aus den drei Kreuzern „Kurama", „Tsukuba", „Asama" und den Zerstörern „Yamakaze" und Umikaze", „Yokosuka", um die Umgebung der Marianen-, Karolinen- und Marshallinseln abzusuchen. Ein Zeugnis für die Aktivität der Japaner zur See in dieser Zeit ist ein aufgefangenes deutsches drahtloses Telegramm, welches lautet: Die englischen Schiffe haben Rabaul in östlicher Richtung verlassen. Das japanische Geschwader beherrscht diese ganze Gegend."

Unterdessen bewachten die Japaner scharf die deutschen Schiffe, die in verschiedenen neutralen Häfen Schutz gesucht hatten, und blockierten Tsingtau. Der erste japanische Truppentransport fuhr Ende August nach Tsingtau, der zweite Mitte September. Am 7. November 1914 fiel Tsingtau nach einer Belagerung von über zehn Wochen.

Mit dem Fortschreiten des Krieges wuchs die Bedeutung der japanischen Unterstützung zur See. Man kann ihre Entwicklung summarisch folgendermaßen darstellen: Nach der Kriegserklärung operierte die erste japanische Flotte zwischen dem Gelben Meer und dem nördlichen Teil des Ostchinesischen Meeres, während die zweite Flotte vor Tsingtau beschäftigt war. Wie schon erwähnt wurde, patrouillierten die Japaner im Stillen Ozean und im Bengalischen Golf. Zu Beginn des Jahres 1916 sandte Japan auch ein besonderes Geschwader von Kreuzern und Zerstörern in die Gegend der Straße von Malakka, und auch seither hat es der britischen Flotte bei der Bewachung des Indischen Ozeans östlich von Kolombo geholfen. Auf Ersuchen der englischen Regierung haben japanische Kreuzer bei verschiedenen Gelegenheiten wichtige Expeditionen in den nördlichen Pacific unternommen.

In neuerer Zeit haben die beiden verbündeten Regierungen es für wünschenswert erachtet, die Operationen der japanischen Flotte noch weiter auszudehnen. So sandte die japanische Regierung eine beträchtliche Anzahl von leichten Seestreitkräften ins Mittelmeer. Schließlich wurden mehrere Detachements von schweren Kreuzern ausgesandt, um die britische Flotte bei der Beschützung der Küsten von Australien, Neuseeland, Südafrika und der Seewege in der Südsee und im Indischen Ozean zu unterstützen.

— In Leipzig lockte die 38 Jahre alte unverheiratete Hübner das dreijährige Töchterchen ihrer Schwester in das Leutzscher Holz bei Leipzig und verletzte das Kind mit Beilhieben lebensgefährlich. Die Täterin wurde verhaftet. Sie gab als Grund an, daß sie das Leben satt habe und geköpft werden wolle.

Aus der Heimat Poniatowskis.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Das Hauptkennzeichen des ganzen polnischen Landes ist die Tiefebene. Das heißt: die Oberfläche des Bodens liegt so wenig über dem Grundwasserspiegel, daß auch im heißesten Sommer die Gräben mit Wasser gefüllt sind. Die Schneeschmelze im Frühjahr, ja selbst der Herbstregen verwandelt weite Strecken in Wasserspiegel. Der Boden erweicht dann zu einem zähen Brei, der dem einzelnen Wandere. Schwierigkeiten bereitet. Die Straßen sind dann ebenso. Man könnte sie eher mit einem Kahn als mit einem Wagen befahren, wie mir ein Offizier voll grimmigen Humors sagte. Und da haben sich große Armeen vorwärts bewegt, sind schwere Kanonen vorwärts gekommen. „Aber fragt mich nur nicht wie!" Davon werden unsere tapferen Krieger noch ihren Kindeskindern erzählen, wie ihre starken Arme und harten Fäuste das Unmögliche möglich gemacht haben.

Polen hat im allgemeinen unter dem Einfluß der südrussischen Steppe kontinentales Klima, das heißt: heiße Sommer und strenge Winter und spätestens Ende November liegt das ganze Land unter Schnee und Eis. Polen ist monatelang ein einziger großer Morast und es ist vorgekommen, daß Reiter mit ihren Pferden im Acker soweit versanken, daß ihnen Hilfe gebracht werden mußte. Sandige Strecken sind selten, meist ist der Boden dunkel und reich. Und fruchtbar auch! Es wird nicht nur viel Getreide gebaut, sondern auch die Zuckerrübe, seitdem sich dort — meist fremdes — Kapital dieser landwirtschaftlichen Industrie zugewandt hat. Die früher sehr ausgedehnten Wälder sind bis auf kleine Gebiete verschwunden und als Flöße die Weichsel hinabgeschwommen. Kein Gesetz hinderte die Profitgier an der Vernichtung dieser Bodenschätze, weder früher noch später, unter russischer Herrschaft. Infolgedessen leidet bereits ganz Polen empfindlich der Weichsel empfindlich unter Holzmangel.

Eine Merkwürdigkeit Polens ist das große Stromgebiet der Weichsel mit ihren vielen großen und zahllosen kleinen Nebenflüssen. Dieser Wasserreichtum erklärt sich nur aus dem Charakter der Tiefebene. Der mit Grundwasser wie ein nasser Schwamm gesättigte Boden vermag keine Niederschläge festzuhalten. Er muß sie restlos abgeben. Wo ein wenig Gefälle vorhanden ist, schleicht langsam seine Wasserader dahin, es ist, als wenn das Wasser Mühe hat, sich vorwärts zu schieben. Und wo kein Gefälle vorhanden ist, da liegt wie ein scheußliches Ungeheuer ein Sumpf. Nicht Moore sind es, die sich durch absterbenden Pflanzenwuchs zu Torf umwandeln, sondern Geschwüre des Erdbodens, stark verdünnter Morast ... Meilenlang und meilenbreit. Jede Entwässerung ist ausgeschlossen. Unüberwindlicher als das steilste Gebirge. . . Kein Pfad führt hindurch, geschweige denn ein Weg . . .

Berge? Hügel? In Polen? Man muß schon sehr bescheiden sein, um diese Worte auf die geringen und wenigen Erhebungen des Bodens anwenden zu können. Nur im Süden die Lysa Gora, ein Bergrücken zwischen Kielce und Opatow, der in den Kriegsberichten öfter genannt worden ist, verdient erwähnt zu werden.

Die Wegeverhältnisse sind, abgesehen von der Schlittenbahn im Winter, entsetzlich. Kunstbauten, die wir Chausseen zu nennen pflegen, gibt es wohl in Polen, aber sie sind nicht das, was wir mit dem Begriff zu bezeichnen pflegen. Ein fester Unterbau ist wohl vorhanden, aber die Oberschicht ist stets eine fortlaufende Kette mehr oder minder tiefer Löcher. Wenn es gar nicht mehr geht, werden die angrenzenden Grundbesitzer angehalten, Schottersteine aufzuschütten, die der Verkehr allmählich festfahren muß, was meistens sehr unvollkommen gelingt.

Polnischer Besenverkäufer.

Bahnen gibt es in Polen natürlich auch. Zum Teil hat sie die industrielle Entwicklung erzwungen, zum Teil sind sie aus strategischen Rücksichten erbaut. Aber man braucht nur durch einen Blick auf eine gute Karte Polen mit dem benachbarten Schlesien, Posen und Ostpreußen zu vergleichen, um zu sehen, wie weit Polen hinter diesen nicht gerade reich bedachten Provinzen zurücksteht. Einen gewissen Ersatz bieten allerdings die zahlreichen Wasserwege.

Polnische Flüchtlinge.

Die Kirche in Sieradz im Gouvernement Kalisch.

Oestlich und nördlich der Weichsel erstreckt sich ein Gebiet, das früher mit Recht den Namen „Polesie", d. h. Waldland trug. Jetzt ist von dem Waldreichtum wenig mehr vorhanden. Im nördlichen Teil, der von Litauern bewohnt wird, haben reiche Adelsgeschlechter noch einige größere Komplexe vor der Axt bewahrt. Im südlichen Teil ist allein die Bjelowjesa übrig geblieben, ein Urwald, der 42 deutsche Quadratmeilen bedeckt. Ihre Rettung verdankte sie dem Umstande, daß sie die letzte Wisentherde beherbergt, die auf europäischem Boden lebt. Um dies seltene Wild zu erhalten, wurde die Bjelowjesa 1803 zur Kronforst und für unverletzlich erklärt. In wenigen Siedlungen leben die Forstbeamten und die Bauern, denen die Werbung des Wildfutters obliegt.

Von dem Lande gilt dasselbe wie von Westpolen. Eine sumpfige Tiefebene, nur viel schwächer besiedelt und zu großem Teil noch von den kümmerlichen Haiden, den Ueberresten der Wälder bedeckt. . . Ein trostlos unwirtliches Land.

Die Bevölkerung des Waldlandes besteht im Süden aus Polen, die sich wirtschaftlich wie kulturell auf der denkbar niedrigsten Stufe befinden. Der nördliche Teil wird von Litauern bewohnt, deren Zahl sich stetig vermindert.

Verkauf von Heiligenbildern, Polen.